

man gezwungen, seine Notdurft im Loche zu verrichten. Zu diesem Zweck hatten wir eine leere Konservenbüchse, die zum Hineinschiffen diente. Der Urin wurde dann einfach hinausgeschüttet. Sonst beim Austreten wurde etwas Erde auf den Spaten gemacht und der Stuhl ebenfalls rausgeschmissen. Das war im Großen und Ganzen kein menschenwürdiges Leben mehr. Aber anders war es nicht zu machen. Eines Tages war eben der Leutnant aus seinem Loch gekommen um zu schiffen. Als er fertig war platzte plötzlich ein Schrapnel über uns. Eine Kugel durchschlug das dünne Wellblech und traf den Leutnant über dem linken Auge an die Stirn. Mit einem Aufschrei stürzte er vor Schreck und Betäubung rückwärts hinunter. Dabei ergoß sich der in der Büchse befindliche Urin über sein Gesicht und die Brust. Ich sprang schnell zu ihm hinunter, denn ich wußte nicht, ob er schwer verwundet sei. Schon erhob er sich, bleich vor Schrecken. Die Schrapnelkugel hatte nur eine runde kugelförmige Vertiefung in seine Stirn geschlagen und war dann herausgefallen. Das Blut lief dem Leutnant über das Gesicht hinab. Ich verband nun seine Stirn mit seinen beiden Verbandpäckchen. Als es Abend wurde, lief der Leutnant flink wie ein Hase zurück. Er hatte eine bessere Zukunft vor sich als wir. Meine Schützen mußten nicht wenig lachen, weil er sich selbst im Fallen seinen Urin über das Gesicht gegossen hatte. Die Hauptsache war, daß wir diesen Menschen los waren. Ich lief dann in der Nacht zu dem etwa 100 m weiter zurückliegenden Maschinengewehrnest Geier zurück, da dort der Leutnant Clemens sich als Zugführer aufhielt. Dieser übernahm nun die Führung der Kompanie. Leutnant Clemens war ein guter Vorgesetzter und bei der ganzen Kompanie beliebt. Er gab mir gleich, als ich ihm die Meldung von der Verwundung des Kompanieführers überbrachte, zwei gute Zigarren. Nachher lief ich wieder nach meinem Maschinengewehrnest. Diese Nacht schossen die Engländer besonders viel, und ich war gezwungen, mich zweimal niederzuwerfen, um mich gegen die Maschinengewehrgeschosse zu decken. Auch die Artilleriefeuerüberfälle der Engländer wurden immer häufiger und das waren oft bange Minuten, wenn rundum die Granaten einschlugen und die Schrapnells über uns blitzten. Man wurde oft ganz geblendet. Doch hatten wir bis jetzt Glück. Noch war keiner von meiner Besatzung seit unserem Aufenthalt in der 'Eule' verletzt worden.

In der folgenden Nacht, nach der Verwundung des Kompanieführers, war der Schütze Thomas in einem ruhigen Moment oben auf dem Felde beim Austreten. Plötzlich fing ein englisches Maschinengewehr zu rattern an, Thomas erhielt eine Kugel durch den Stiefel, welche ihm die kleine Zehe

schräg der Länge nach wegriß. Mit einem Schmerzensschrei kam er so schnell wie möglich ins Loch gestürzt, denn die heruntergeschobenen Hosen hinderten ihn Schritte zu machen. Wir richteten ihn auf. "Au, weh!" schrie er, "Mi hat's!" "Wo denn?" fragte ich. "Am Bein, am Fuß", antwortete er, in höchster Aufregung. Ich nahm nun meine Taschenlampe und sah am zerschossenen Stiefel, wo sich die Wunde befand. Schnell schnitt ich mit dem Taschenmesser den Stiefel vom Fuß, zog ihm den Strumpf ab und verband seine Wunde, während mir einer der Schützen mit der Taschenlampe leuchtete. Thomas hatte heftige Schmerzen, da die Sehne des Zehens zerrissen und der Zehenknochen zersplittert war. "Wenn ich nur zurück wär!" dies jammerte Thomas die ganze Nacht. In der Nacht getraute er sich nicht zurückzuhumpeln, um nicht bei der Finsternis in die unzähligen Granatlöcher zu stürzen. Gegen Morgen banden wir Thomas' Hemd, das in seinem Tornister war, so gut wie möglich um seinen Fuß und befestigten es mit Schnüren. Beim ersten Morgengrauen humpelte Thomas, so schnell es ihm möglich war rückwärts, wo er bald in Dunkelheit und Morgennebel auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Wir alle hatten großes Verlangen, abgelöst zu werden. Doch wir schienen fast vergessen zu sein. Am Nachmittag sausten plötzlich 4 schwere englische Granaten heran, die etwa 100 m vor uns platzten. Sofort befürchtete ich, daß dieses Schießen uns gelten würde, denn das Maschinengewehrnest Eule lag auf einer kaum sichtbaren Erhöhung des ebenen Geländes. Die Engländer konnten annehmen, daß sich hier ein Maschinengewehrnest befinden mußte. Nach wenigen Minuten kamen wieder 4 Granaten, die kaum 30 m vor uns platzten. Polternd stürzten die emporgeschleuderten Erdschollen auf unser Bißchen Deckung und in unser Loch. Auch hatte ich Hoffnung, daß die Batterie vielleicht das Feld in einer geraden Linie abstreuen würde. Bald, nur zu bald, kamen wir zur Überzeugung, daß die Granaten uns galten. Mit nervenerschütterdem Sausen flogen die nächsten Granaten, denen ich Kaliber 21 cm schätzte, knapp über uns, um mit schrecklichem Krachen gleich hinter unserem Loch zu explodieren. Die nächste Salve krepitierte nun vor uns. Die Batterie hatte sich auf uns eingeschossen. "Richert!", schrie aus dem Loche nebenan der Unteroffizier Krämer, "Diesmal sind wir verloren!" "Noch nicht," rief ich zurück, "vielleicht hören sie bald wieder auf!" Aber ich hatte mich getäuscht. Salve auf Salve kam genau alle 5 Minuten. Die Granaten schlugen vor, neben und hinter uns ein, sodaß unser Loch bereits ein Viertel mit den niederstürzenden Erdschollen angefüllt war. Bleich, zit-

ternd lagen wir im Loch zusammengekauert. Wir zündeten jeder eine Zigarette an, die unsere Nerven etwas beruhigen sollte. Jedesmal wenn die 5 Minuten bald verstrichen waren, horchten wir gespannt. Dann hörten wir zu unserem namenlosen Schrecken in weiter Ferne Bum, Bum, Bum die Abschüsse, dann sekundenlang nichts mehr und schon kamen die Geschosse herangesaust. Unwillkürlich schmiegte sich jeder so dicht wie möglich an den Boden an, denn jedesmal glaubten wir bestimmt einen Volltreffer zu bekommen. "Diesmal hat uns wenig gefehlt", rief Krämer herüber, "Eine hat direkt neben unserem Loch eingeschlagen." Zitternd lagen wir da, Nach der nächsten Salve flog uns ein zeretztes Bein ins Loch. Einige Infantristen, die unweit von uns ein Loch besetzt hielten, hatten einen Volltreffer erhalten, der jedenfalls alle zerissen hatte. Auch kam uns ein Geruch in die Nase, wie von verwesenden Leichen ausströmend. Ich erhob mich und sah bald die Ursache dieses Geruches. Eine der Granaten hatte in das sich hinter uns befindliche Grab eingeschlagen und die bereits in Verwesung übergegangenen Leichen zum Teil zeretzt und hinausgeworfen. Es war in unserem Loch fast nicht mehr zum aushalten. Gleich neben uns lagen einige Fetzen dieses ekelerregenden Menschenfleisches. Schon wieder kam eine Ladung, alles dicht um uns. Wir waren nun halb verzweifelt. Weglaufen ging nicht, denn sobald man sich gezeigt hätte, wäre man mit Maschinengewehrfeuer überschüttet worden. Nach der nächsten Salve hörten wir hinter uns gräbliches Wehgeschrei. Eine Granate hatte wieder in ein Loch, das von Infantristen besetzt war, geschlagen, die teils tot, teils schwer verwundet waren. Den armen Verwundeten kam trotz ihres Jammerns kein Mensch zu Hilfe. Endlich, nach etwa 2 Stunden, hörte das Granatfeuer auf. Erleichtert atmeten wir auf. Die Zigarette, die ich nach der ersten Salve angezündet hatte, war bald erloschen und ich hatte sie, ohne es zu wissen, in der Aufregung fast bis ans Ende zerkaut. Nun sausten viele deutsche Granaten über uns. Ich hob den Kopf und konnte schön die Einschläge drüben bei den Engländern sehen. In diesem Moment gönnte ich es ihnen, auch etwas auf den Pelz gebrannt zu bekommen.

Wie ich so dem Einschlagen der deutschen Granaten zuschaute sah ich plötzlich einen englischen Fesselballon brennend abstürzen. Ich nahm mein Glas und sah einen deutschen Flieger, der in der Ferne ganz klein aussah, nach dem nächsten Fesselballon hinfliegen. Sobald er ihn erreicht hatte, fing dieser ebenfalls an zu brennen und stürzte ab. Dasselbe Schicksal erlitt ein dritter Fesselballon. Dann kehrte der deutsche Flieger, vollständig umgeben von Schrapnelwölkchen, wohlbehalten

nach den deutschen Linien zurück. Mit Anbruch der Dunkelheit machten wir uns sofort daran, die übelriechenden Fetzen der Leichen in das Grab zu werfen und zuzuschaukeln. Da wir keines der Kreuze entdecken konnten, war es uns unmöglich, das Grab zu kennzeichnen. Neben uns hörten wir auch sprechen und arbeiten. Es waren Infantristen, die ihre gefallenen Kameraden begruben. Sie sagten uns, daß drei besetzte Löcher je einen Volltreffer erhalten hätten, wodurch ihre Kompanie 12 Tote und einen Schwerverwundeten habe. Rund um das Maschinengewehrnest Eule befanden sich die frischen gewaltigen Granatlöcher und man hielt es kaum für möglich, daß von den beiden Besatzungen alle heil geblieben waren. Mit der Nacht kamen auch wieder die Feuerüberfälle der Engländer. Als ich eben den Essenholer wegschicken wollte, kam der Kompaniemelder und sagte, daß wir in einer halben Stunde von einem anderen Regiment der Division abgelöst werden würden. Diese Meldung machte uns natürlich eine große Freude und doch graute uns, den deckungslosen Rückweg machen zu müssen. Wir schnallten unsere Tornister auf den Rücken, schraubten das Maschinengewehr vom Schlitten und warteten. Endlich huschten Gestalten an uns vorüber. Es waren Infantristen, die weiter nach vorn ablösen mußten. Ratatatata.. prasselten wieder die englischen Maschinengewehre. Alles warf sich zu Boden, um sich nach dem Schießen wieder zu erheben und eiligst nach vorne zu gehen. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Endlich hörten wir halblaut rufen: "Wo ist denn des Maschinengewehrnest Eule?" "Hier!" rief ich als Antwort. Bald erschien die uns ablösende Besatzung, welche uns sehr drängte das Loch zu räumen. Die Patronengurte ließen wir liegen, nahmen nur das Maschinengewehr, die leeren Kästen, sowie den großen Spaten, Dampfablaßschlauch und die entleerten Wasserkasten mit zurück. So schnell es unser Gerät erlaubte, strebten wir rückwärts. Zweimal waren wir gezwungen uns wegen Maschinengewehrfeuers hinzuwerfen. Ins Granatfeuer gerieten wir erst, als wir die in der Mulde eingebauten Batterien passierten. Jedoch wurde keiner verletzt. Als wir die große Straße hinter dem Dorf erreichten, hörte ich rufen: "2. Maschinengewehrkompanie 332, hierher!" Wir gingen hin. Die ganze Kompanie war bald versammelt. Wir folgten etwa 2 km der Straße und wurden dann nach links über die Felder geführt.

Endlich wieder in Ruhe.

Bald tat sich vor uns eine tiefe Schlucht auf. Hier lag die Kompanie, Fahrer, Pferde und alles. Wir empfingen unser Essen und streckten uns im Gebüsch aus, um mal wieder ruhig schlafen zu können. Als ich

erwachte stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Nun konnte man sich doch orientieren, wo man sich befand. Die Schlucht war vielleicht 20 m tief, unten etwa 30 m breit und die beiden Böschungen teilweise mit dichtem Gebüsch bedeckt. Am unteren Ende der Schlucht floß träge die Somme. Daneben lag das Dorf Morcourt, auf einer Anhöhe etwa 1 km nach links, das Dorf Mericourt und etwa 3 km hinter uns das größere Dorf Projart. Alle diese Dörfer waren zum Teil zusammengeschoßen und von den Einwohnern verlassen. In der Schlucht kampierten auch noch 2 Bataillone Infantristen mit Bagage. Bis jetzt war die Schlucht noch nicht von den Engländern beschossen worden. Trotzdem machten wir in der Front zugekehrten Böschung Höhlen, um im Falle einer Beschießung oder Bewerfung mit Fliegerbomben wir uns verkrüchen und decken konnten. Da es Ende Mai war und schönes, warmes Wetter herrschte, fühlten wir uns sehr behaglich. Nur zu bald kam der Befehl, wieder in Stellung zu rücken.

Dieses Mal mußte ich mit meiner Besatzung das Maschinengewehrnest Adler besetzen. Die Maschinengewehr Nester unserer Kompagnie hatten alle Raubvogelnamen: Eule, Geier, Adler und Habicht. Die Besatzung vor uns hatte angefangen einen Stollen in die Erde zu graben und mit Stollenbrettern zu verschallen. Wir führten die Arbeit weiter. Am Tage gruben wir und füllten eine Menge Sandsäcke mit Erde, um sie abends in die sich in der Nähe befindlichen Granatlöcher zu entleeren. Jede Nacht, als wir mit der Arbeit aufhörten, wurde die frische, feuchte Erde mit weißer, trockener Erde überstreut, um den englischen Fliegern zu verbergen, daß hier gearbeitet wurde. Langsam gingen die Tage dahin. Die Nächte noch viel langsamer. Immer dasselbe, am Tage die Sandsäcke füllen und im Loch hocken, abends Essen holen und Stollenbretter herbeischleppen, dazu das englische Maschinengewehrfeuer und die Artilleriesfeuerüberfälle. Mehrere Male belegten uns die Engländer mit Gasgranaten; mit sichtbarem und unsichtbarem Gas, welches letzteres wir an dem knoblauchartigen Geruch feststellen konnten. Wir waren gezwungen oft stundenlang die Maske aufgesetzt zu behalten. Eines Nachts wurde ich dazu bestimmt, die Essenholer zur Feldküche zu führen, die nachts bis in die Nähe des hinter uns liegenden Dorfes Aboncourt vorgefahren kam. Auf dem Rückweg gerieten wir plötzlich in einen heftigen Artilleriesfeuerüberfall. Vor mir sah ich im Dunkel ein Loch. "Hierher!" schrie ich. Sofort füllte sich das Loch mit Essenholer. Da merkte ich, daß von dem Loch ein Gang schräg in die Erde ging. Ich tastete weiter dem finsternen Gang entlang und sagte zu den Leuten, zu folgen. Da fühlte ich ein Zelt, das den Gang abzuschließen schien. Ich schob es beiseite und leuchtete mit

der Taschenlampe hinein. In Decken eingehüllt sah ich auf einer Seite drei Mann liegen. "Was suchen Sie hier?" schnauzte mich eine Stimme an. "Was wir hier suchen? Deckung, weiter nichts", antwortete ich. "Machen Sie schleunigst, daß Sie verschwinden!" "Sobald das Artillerief Feuer aufgehört", gab ich zur Antwort. "Wissen Sie, wen Sie überhaupt vor sich haben?" herrschte mich nun dieser in Decken gehüllte Mensch an. "Nein", sagte ich, "ich führe die Essenholer der 2. Maschinengewehrkompanie 332 und ich halte es für meine Pflicht, die Leute wenn irgend möglich gesund wieder zurückzuführen, und da geht man eben in Deckung, wo man welche findet." Nun wurde der Ton dieses Mannes schon etwas freundlicher. "Sie befinden sich beim K.T.K. 3. Bataillon." Nun wußte ich, wo ich war, und wen ich vor mir hatte. K.T.K. heißt Kampftruppenkommandeur, und der des 3. Bataillons war der Major von Puttkammer. Da das Feuer nun aufhörte, krochen wir zum Loch hinaus und liefen eiligst nach unseren Maschinengewehrnestern. Da unsere Kompanie wieder geschwächt war, mußte ein Zug von der Maschinengewehrkompanie des Landwehrregiments, in dem sich Joseph Hoffert befand, zu unserer Verstärkung kommen. Die eine Besatzung hatte großes Pech. Als sie sich ihrem zugewiesenen Maschinengewehrnest näherte, fiel ein Mann durch Maschinengewehrfeuer. Am folgenden Tag flog ein Volltreffer in ihr Loch und tötete alle bis auf einen jungen Berliner; da dieser nun alleine war, gesellte er sich zu der anderen Besatzung seines Zuges. Nach 2 Tagen wurden sie von einem anderen Zug ihrer Kompanie abgelöst. Nach 2 weiteren Tagen sollte der junge Berliner wieder in Stellung, obwohl die meisten Mannschaften der Kompanie noch nicht vorne gewesen waren. Das Landwehrregiment lag nämlich dauernd in den Ortschaften hinter der Front. Der junge Berliner sagte zu seinem Feldwebel, er sei noch nicht an der Reihe, er gehe erst wieder nach vorne, wenn er der Reihe nach wieder drankäme. Damit hatter er eigentlich ganz recht. Nur schien er vergessen zu haben, daß er ein willenloses Werkzeug des preußischen Militarismus war. "Also verweigern Sie meinen Befehl", sagte der Feldwebel. "Ich gehe, wenn wieder die Reihe an mir ist," gab dieser zur Antwort. Auch dem Kompanieführer sagte er dasselbe. Er wurde weiter gemeldet. Das Divisionskriegsgericht trat zusammen und verurteilte den armen Jungen zum Tode durch Erschießen, wegen Verweigerung eines Befehles vor dem Feind. Das Urteil wurde am folgenden Tag vollzogen. Dieser arme Junge war von den Großen als abschreckendes Beispiel benützt worden, denn sie bemerkten, daß die meisten Soldaten nur mit Widerwillen, den Befehlen Folge leisteten. Die Engländer schossen nun mit Granaten mit Verzögerung, d.h. sie platzten nicht

sofort nach dem Aufschlag auf dem Erdboden, sondern explodierten erst tief im Boden, wobei sie die in der Nähe sich befindlichen Stollen eindrücken sollten. Diese gefährlichen Dinger nannten wir Stollenbrecher. Viele dieser Granaten gingen so tief in die Erde, daß ihre Sprengkraft nicht stark genug war, die Erde, die über ihnen lag, zu sprengen und nur den Boden wie eine Blase hochtrieben. Durch diese Granaten stürzten viele Stollen ein, wodurch die sich darin befindlichen Soldaten verschüttet wurden und einen schrecklichen Erstickungstod erleiden mußten. Auf alle nur möglichen Arten wurden die armen Soldaten umgebracht, und doch mußte man ausharren, sonst ergoht es einem wie jenem armen Berliner Jungen. Nach und nach keimte ein tödlicher Haß in mir gegen alle jene, die gegen hohe Bezahlung die bedauernswerten Soldaten zwingen an der Front auszuharren und in den Tod zu gehen.

Eines Abends war Schütze Konkkel von meinem Maschinengewehr, ein 20-jähriger Junge aus Danzig an der Reihe Essen zu holen. Er nahm die Kochgeschirre und ging. Jedoch kein Konkkel kam wieder zurück. Ebenso fehlte der Gefreite Kruchen, ein aus Köln stammender Rheinländer. Wir alle glaubten, daß sie gefallen seien. Natürlich litten wir an jenem Tag schweren Hunger und Durst. In der folgenden Nacht wurden wir wieder abgelöst. Da im Moment alles ruhig war, sagte ich: "Wir gehen heute der Straße entlang, durch das Dorf. Es ist viel näher und besser zu laufen, als über das Feld. Auch wundert es mich, wie's im Dorf aussieht." Alle waren gleich einverstanden. Wir erreichten das Dorf. Da heller Mondschein war, konnten wir im Vorbeigehen die Greuel der Verwüstung sehen. Fast alle Häuser waren auseinandergeworfen von den schweren englischen Granaten. Oft lagen die Trümmer quer über der Straße. Nur ein schmaler Fahrweg war freigelegt worden. An einer Stelle lag eine zertrümmerte Feldküche mit zwei toten vorgespannten Pferden. Einige Schritte weiter lagen 2 tote Soldaten, ebenso 2 Pferde, die an einen mit Stollenbrettern beladenen Wagen angespannt waren. Eiligst suchten wir das Dorf hinter uns zu bringen. Als wir ungefähr die Hälfte desselben passiert hatten, kamen plötzlich mit ohrenbetäubendem Sausen mehrere sehr schwere Granaten ins Dorf geflogen. Die Kraft ihrer Explosion war derart stark, daß man meinte vom Luftdruck in die Höhe gehoben zu werden, und überall von den zerschossenen Häusern durch die Erschütterung Ziegel und Gebälk niederstürzten. Wir 4 liefen so schnell wir konnten, um dem drohenden Unheil zu entrinnen. Doch die Granaten waren schneller als wir. Die nächsten platzten nahe hinter uns und nicht weit neben uns. Schwirrend

sausten die gewaltigen Splitter über uns hinweg. Weiter, nichts als weiter, vom Laufen und der Aufregung waren wir fast atemlos. Sch-sch-sch, Krack, krack, flogen zwei der Ungeheuer über uns und platzten vor uns, mehrere hinter uns. Nun waren wir mitten drinnen. Das Prasseln der Erdschollen schien kein Ende zu nehmen. Immer neue Granaten flogen heran und explodierten rund um uns. Wir wußten nicht, wohin wir uns wenden sollten. Endlich erreichten wir das Ende des Dorfes und liefen sofort nach links über das Feld, denn wir hatten wahrgenommen, daß das Feuer hauptsächlich der Straße galt. Wir liefen nun durch herrliche Weizenfelder, die teilweise von den Granaten zerfetzt waren. Als keine Granate mehr in unsere Nähe kam, hielten wir an; wir waren derart erschöpft und atemlos, daß wir uns eine Weile niederlegen mußten, um wieder zu Atem zu kommen. Plötzlich ging vorn ein Höllenlärm los. Die englische Artillerie trommelte wie wahnsinnig auf die deutschen Stellungen. Das Feuer wurde von der deutschen Artillerie mit allen Kalibern erwidert. Man sah vorne nichts als das immerwährende Zucken und Blitzen der explodierenden Granaten und Schrapnels. Nun stiegen Hunderte von Leuchtkugeln hoch. Sofort setzte ein Geprassel der Maschinengewehre und Infantristen ein. "Da ist was los!" sagten wir uns und wir waren überglücklich, abgelöst worden zu sein. Vorne sahen wir viele rote Leuchtkugeln hochsteigen, die das Sperrfeuer der deutschen Artillerie anforderten, das sofort einsetzte. Gebannt schauten und hörten wir diesem Blitzen und Krachen zu, bis uns eine unweit von uns einschlagende Granate sagte, uns schleunigst aus dem Staube zu machen. Wir näherten uns nun der Schlucht, gingen jedoch nicht zur Kompanie aus Furcht, alarmiert zu werden und nach vorne zur Verstärkung gehen zu müssen. Langsam flaute das Feuer ab, dann war alles still. Dann gingen wir zur Kompanie. Wir glaubten die letzten zu sein und waren die erste Besatzung, die in der Schlucht eintraf. Am folgenden Morgen erfuhren wir, daß die Engländer einen Nachtangriff unternommen hatten, stellenweise in die deutschen Stellungen eingedrungen seien, wo sie Gefangene machten; dann hätten sie sich wieder zurückgezogen.

Wieder in Ruhe. Anfang Juni 1918

Am ersten Ruhetag spielte sich über uns in großer Höhe ein furchtbarer Luftkampf ab, an dem 52 Flieger teilnahmen. 6 derselben stürzten ab. Einer davon, ein englischer, stürzte kaum 50 m von uns in die Schlucht. Wir alle glaubten er würde direkt auf uns niederstürzen. Man wußte im Moment nicht, wohin man sich wenden sollte. Der Anprall auf

der Erde war furchtbar. Das Flugzeug wurde zerschmettert und fing sofort an zu brennen. Es getraute sich niemand in die Nähe, wegen der Stichflammen, die durch das Benzin hervorgerufen wurden und durch die Explosion der erhitzten Geschosse. Als alles verbrannt war, wurde der verkohlte Körper des Fliegers aus den Trümmern gelöst und oben auf dem Feld begraben. Am zweiten Ruhetag schoß plötzlich ein englischer Flieger mit größter Schnelligkeit aus großer Höhe hernieder und schoß mit wenigen Schüssen den Fesselballon, der ganz in unserer Nähe stand in Brand. Der Beobachter konnte sich dadurch retten, indem er mit dem Fallschirm absprang und langsam schwebend, wohlbehalten auf der Erde ankam. Am folgenden Tage war schon wieder ein neuer Fesselballon zur Stelle. Ein englischer Flieger überflog denselben und warf etwas ab, das mir ganz neu war. Man sah viele kleine Rauchstreifen vom Flieger herunterfallen. Dies war wahrscheinlich eine brennende Flüssigkeit um den Ballon in Brand zu setzen; dieser wurde jedoch sofort heruntergezogen. Jeden Tag gingen sämtliche Kompagniefeldwebel des Bataillons nach Morcourt um Befehle zu empfangen und die Parole zu holen. Sie standen in einem Hof und erwarteten den Bataillonskommandeur. Plötzlich schlug eine Granate in ihre Mitte ein. Alle wurden zerrissen, nur unser Kompagniefeldwebel Laupsch kam mit einer weggerissenen Wade davon. Er hatte sich, sobald er das Sausen vernommen hatte, auf den Boden geworfen. Wir alle verloren diesen Mann ungern, denn er war ein guter, ruhiger, gerechter Mann, eine richtige Kompagniemutter. Von jenem Tage an wurde das Dorf Morcourt jeden Tag beschossen.

Eines Tag^{es} kreisten etwa 40 englische Flieger über dem Dorf. Nur ein einziger näherte sich unserer Schlucht. "Alles in Deckung," kam der Befehl. Wir hockten vor den Löchern und beobachteten durch das Gebüsch gedeckt die Bewegung der Flieger. Plötzlich sah ich, daß einer der Flieger eine Leuchtkugel abschoß, im selben Moment hörte man schon das Pfeifen der herniedersausenden Bomben und einem Trommelfeuer gleich ertöntem die Detonationen derselben im Dorf Morcourt. Bald darauf war das Dorf in schwarzen Rauch gehüllt. Plötzlich sauste es über uns, vier Detonationen ertöntem. Wie der Blitz waren wir alle in die Löcher gekrochen, der Soldat, der das Loch mit mir teilte, sagte: "Ich hab ein's abgeknickt!" Ein nickelgroßer Splitter war ihm ins Gesäß gedrungen. Ich konnte denselben herausnehmen. Er hatte nur eine Fleischwunde davongetragen und bekam vom Bataillonsarzt einige Tage Schonung. Einem Fahrer, der Bataillonsbagage, der eben auf dem Bock sitzend die Schlucht

mit seinem Wagen passierte, wurde von einem Splitter die Gurgel weggerissen. Er stieg noch vom Wagen, lief mit erhobenen Händen und Todesangst in den Augen einige Schritte, brach dann zusammen, raffte sich nochmals auf und fiel einem zu Hilfe eilenden Soldaten in die Arme, wo er sofort starb. Die Leiche, die vorne vollständig mit Blut besudelt war, war schrecklich anzusehen. Wir waren jedoch zu sehr abgestumpft, um besonders ergriffen zu werden. Wann, wann wird endlich dieses Morden ein Ende nehmen? Nirgends Aussicht auf baldigen Frieden. Ich dachte, wie traurig es wäre, wenn ich nach all dem Schrecklichen, Furchtbaren, das ich gezwungen war mitzumachen, doch noch fallen müßte! Diese ungewisse Zukunft war fast noch das unangenehmste.

Die Verpflegung war hier etwas besser und reichlicher als 1917. Wir erhielten hier Kampfzulage. Aber immerhin konnte man sich nur einmal des Tages sattessen. Eines Tages sah ich zu meinem nicht geringen Staunen den Schützen Konkel und den Gefreiter Kruchen in Begleitung von 2 Soldaten bei der Kompanie ankommen. Wir alle glaubten, die beiden seien vor etwa 10 Tagen beim Essenholen gefallen. Sie waren jedoch rückwärts desertiert und in Peronne in den Zug gestiegen, der sie nach Köln brachte. Konkel, der nirgends was zu Essen bekommen konnte, war bald gezwungen gewesen, sich den Behörden zu stellen, während Gefreiter Kruchen bei seiner Frau in der Wohnung abgefaßt worden war. Sie wurden nun zum Truppendeil zurückgeführt, um vom Divisionskriegsgericht abgeurteilt zu werden. Jeder erhielt 5 Jahre Zuchthaus. Ich mußte sie in Begleitung von 2 Mann im Gefängnis in Cambrai abliefern. Wir marschierten bis Peronne, immer durch verwüstetes Gebiet. (Über dem Bahnhof Peronne kreisten eben einige englische Flieger. Da wir Bombenabwürfe befürchteten, legten wir uns alle unter einen mit Stollenbrettern beladenen Eisenbahnwagen, zwischen die Geleise. Bald kamen die Bomben herabgesaut, die jedoch ihr Ziel verfehlten und neben dem Bahnhof einschlugen.) Wir fahren nun mit einem Urlaubszug nach Cambrai. Nirgends sah man mehr ein bewohntes Haus. Alles zerschossen, zerstört, gesprengt. Westlich von Cambrai lagen etwa 100 englische Tanks auf den Feldern, die in den Kämpfen 1917 zerschossen worden waren. In Cambrai mußte ich die beiden bei einem Offizier, der das Gefängnis verwaltete abgeben. "Und wie steht's vorn?" fragte er mich. "Ich finde es nicht vom besten," antwortete ich. Ich erzählte ihm nun, daß die Engländer mit Fliegern und Artillerie und sicher auch in Lebensmittel in großer Übermacht seien und daß meiner Ansicht nach die Amerikaner den Ausschlag geben werden. "Ja", sagte nun der Offizier, "Sie sind

ganz meiner Ansicht." Dies war der erste Offizier, der es laut werden ließ, daß der Krieg für Deutschland verloren gehe. Ich ging nun mit den beiden Begleitsoldaten die Stadt besichtigen. Dieselbe war nur wenig von der Kriegsfurie berührt worden, nur einige Häuser waren von Fliegerbomben demoliert. Das schönste Gebäude der Stadt war das Rathaus (Hotel de Ville), ein Gebäude, wie ich selten eines gesehen hatte. Wir gingen nun ins Soldatenheim, wo es Bier, für uns eine Seltenheit, zu trinken gab. Obwohl es nur schales Kriegsbier war, nützten wir diese Gelegenheit gehörig aus. Die Nacht verbrachten wir in der Cürasier-Kaserne. Am folgenden Morgen fuhren wir wieder mit der Bahn nach Peronne, um von dort zu Fuß zu unserer Kompagnie zu gehen. Wie glücklich doch die Soldaten waren, die Dienst in der Etappe hatten und nie in Lebensgefahr schwebten! Ich meldete mich bei der Kompagnie zurück. Die Hälfte derselben war die Nacht vorher wieder in Stellung gegangen. Diesmal lag unser Regiment weiter nordwärts. Nach drei Tagen mußte ich mit meiner Besatzung eine vorne sich befindliche Besatzung ablösen. Wir gingen durch das Dorf Morecourt, folgten einer Straße, die im Tal der Somme dem Fluß entlang lief, passierten die zerstörten Dörfer Cherisi und Chipili, bogen dann ab um auf einem zerschossenen Feldweg entlang in die Nähe der Front zu kommen. Dann ging es durch einen Laufgraben, der Tag und Nacht unter dem Feuer der englischen Artillerie lag, dem vorderen Frontabschnitt zu. Wir passierten nun einen vollständig zerschossenen Wald, wo von den Bäumen nur noch einige Stämmchen, gleich Telefonstangen, in die Höhe ragten. Die Soldaten lagen hier ebenfalls in Tiefengliederung; nur ganz vorn befand sich ein Schützengraben, der sich durch ein Weizenfeld zog, sodaß der Weizen jede Fernsicht verhinderte. Etwa 50 m breit vor dem Graben war der Weizen nachts von der Grabenbesatzung niedergetrampelt worden, um doch etwas freies Schußfeld zu haben. Wie weit die Engländer weglagen, wußte ich nicht. Zwischen und in den Stellungen lagen die vollständig zerschossenen Dörfer Hamel und Hangard; neben letzterem lag der berühmte Hangardwald, um dessen Besitz bereits Tausende von Soldaten beider Parteien ihr Leben lassen mußten. Die Stellung lag dauernd unter dem Feuer der schweren englischen Minen. Wo die hinfielen wuchs kein Gras mehr. Sie hatten eine unglaubliche Sprengkraft. Den ganzen Tag sah man hoch vorne in die Höhe, ob nicht eine solche angefliegen kommt. Die Minen konnte man nämlich im Fluge gut sehen. Mit großer Geistesgegenwart konnte man ihnen manchmal noch schnell ausweichen. Dauernd schwebten einzelne englische Flieger, die sich gegenseitig ablösten, über unseren Stellungen. Sie beobachteten jede Bewegung und sobald sie

etwas entdeckten, ihre 4 Bomben abwarfen oder mit dem Maschinengewehr hinabschossen. Wir nannten diese Flieger: Grabeninspektoren.

Ohne besonderen Zwischenfall wurden wir nach drei Tagen, ohne Verluste wieder abgelöst. Als wir uns auf dem Rückwege durch das Dorf Cherisi befanden, setzte plötzlich furchtbares englisches Artillerie- und Minenwerferfeuer an der Front ein. Unablässig krachten und donnerten die starken Explosionen. Ebenso plötzlich kamen englische Granaten herangeflogen, welche die der Somme entlang führende Straße unter Feuer hielten. Eiligst liefen wir in einen in einer nahen Böschung eingebauten Stollen. "Vorne rappelt's", war unsere allgemeine Ansicht. Plötzlich hörten wir vorne Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Jedoch nur schwach. "Paßt auf, die Engländer sitzen in unserer Stellung!" sagte ich. Auf der etwa 30 m von uns entfernten Straße marschierten dunkle Infanteriekolonnen nach vorne zur Verstärkung. Diese armen Teufel hatten jedenfalls auch Herzklopfen, denn erstens mußten sie durch das Granatfeuer bis an die Front; dann, wenn die Engländer in der deutschen Stellung saßen, angreifen und sie versuchen hinauszuerwerfen, was nie ohne große Verluste geschehen würde. Wir entschlossen uns, im sicheren Stollen zu bleiben, bis das Schießen vorn aufgehört hat. Gegen Morgen wurde es ruhiger. Ich sah einige Leichtverwundete, die in nervöser Hast auf der Straße nach rückwärts strebten. Ich lief hin, um mich zu erkundigen, was eigentlich los gewesen sei. Meine Besatzung hatte sich nun auch hinzugesellt und wir marschierten mit den Verwundeten zurück. Sie erzählten nun, daß sie plötzlich mit englischen Minen und Granaten überschüttet worden seien. Alles legte sich zur Deckung an den Grabenboden. Mit einem Schlag seien die englischen Geschosse weiter rückwärts geflogen, in diesem Moment die Engländer schon in ihren Graben gesprungen und hätten alles abgemurkst. Sie selbst sind zum Graben hinausgeklettert und wurden auf der Flucht verwundet. Sie glaubten nicht, daß im Graben nur ein Mann am Leben geblieben sei. Ich dankte Gott im Stillen, daß wir eine halbe Stunde vorher abgelöst worden sind und bedauerte tief die beiden Besatzungen unserer Maschinengewehrkompanie, die im vordersten Graben lagen, denn ich war um ihr Schicksal sehr besorgt.

Wir erreichten nun die Schlucht. Der Kompagniefeldwebel Bukies fragte uns, was denn eigentlich los gewesen sei. Ich erzählte ihm das Gehörte. Im Laufe des Morgens wurden etwa 20 Schwerverwundete zurückgebracht, die zum Teil schrecklich zugerichtet waren; hauptsächlich Bajonett- und Dolchstiche erhalten hatten oder von Handgranaten ver-

wundet wurden. Dabei befand sich der Gefreite Reinsch, von meiner Kompanie, dem eine Handgranate beide Fersen weggerissen hatte und der ebenfalls noch Splitter in den Waden und Schenkeln stecken hatte. Diese Schwerverwundeten wurden sofort weiter zurücktransportiert. Nun kamen auch 2 Mann meiner Kompanie an, die unverletzt waren. Der eine davon, ein hübscher Rheinländer, zitterte so, daß er fast kein Wort zu sagen vermochte. Der andere ebenfalls ein Rheinländer, namens Panhausen, erzählte nun, er sei Ordonnanz beim Zugführer gewesen und müßte mit diesem während des stärksten Minenfeuers zum anderen Maschinengewehr. Plötzlich seien die Minen weiter zurückgeflogen und im selben Moment die Engländer vor ihm in den Graben gesprungen. Der eine hielt ihm das Bajonett vor die Brust. Panhausen, der ein guter Katholik war und glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen, machte schnell das Kreuzzeichen und hielt dann die Hände hoch. Der Engländer deutete nun Panhausen nochmals das Kreuzzeichen zu machen, was dieser auch tat. Der hinter dem ersten stehende Engländer wollte nun an diesem vorbei und Panhausen niederstechen. Er traf ihn an der Brust. Das Bajonett durchbohrte den Rock, die Hosen-träger, Hemd und ging etwa 1 cm tief in den Körper. Panhausen wäre unbedingt durchbohrt worden, wenn nicht der am nächsten stehende Engländer den Stoß aufgefangen hätte. Die beiden Engländer kamen nun in einen Wortwechsel; der eine wollte Panhausen töten, der ander es nicht zulassen. Diesen Moment benützte Panhausen zum Graben hinauszuklettern und nach rückwärts im Weizen zu verschwinden. Der Zugführer hatte sich sofort aus dem Staube gemacht. Panhausen glaubte auch, daß es viele Tote im Graben gegeben habe, denn er hatte viele Todesschreie gehört. Ich bin sicher, schloß er, daß mir das Kreuzzeichenmachen das Leben gerettet hat.

Der ander Rheinländer hatte sich inzwischen so weit erholt, daß auch er uns sein Erlebnis mitteilen konnte. Er habe während des Artillerie- und Minenfeuers in einer im Graben sich befindlichen kleinen Höhle gelegen, um sich zu decken. Plötzlich seien die Engländer in den Graben gesprungen und hätten 5 Infantristen, die neben ihm im Graben lagen, niedergestochen, obwohl sich die Infantristen ergeben wollten. Ihre entsetzlichen Schmerzens- und Todesschreie hätten ihn fast zum Wahnsinn gebracht. Jeden Augenblick glaubte er entdeckt und abgestochen zu werden. "Das waren die furchtbarsten Minuten meines Lebens", fuhr er fort, "Die Engländer liefen, als sie alle erreichbaren Deutschen getötet hatten, noch eine Weile im Graben hin und her, ohne mich zu entdecken. Schließlich haben sie den Graben wieder verlassen und kehrten in ihre Stellungen

zurück." Da der Angriff so überraschend ausgeführt wurde, wurde deutscherseits fast gar kein Widerstand geleistet, sodaß die Engländer fast keine Verluste hatten. In der folgenden Nacht mußten 3 Wagen von der Bataillonsbagage nach vorne fahren, um die Leichen zu holen. Sie sollten auf dem großen Soldatenfriedhof in Projart beerdigt werden. Am folgenden Morgen standen nun die mit den Toten beladenen Wagen in der Schlucht. Welch ein Anblick! Hoch aufgeschichtet kreuz und quer, in- und übereinander lagen sie da, die Todesangst teilweise jetzt noch in den Gesichtern. Ich habe mal gelesen, unsere Soldaten sterben für ihr Vaterland mit einem Lächeln auf den Lippen. Welch dreiste Lüge! Wem wird es wohl ums Lächeln sein, der einen so schrecklichen Tod vor Augen sieht! Alle jene, die solche Sachen erdichten und schreiben, gehören nur in die vordere Front gesteckt. Dort könnten sie bald an sich selber, sowie an anderen sehen, welche infame Lüge sie in die Öffentlichkeit geschleudert haben.

Am Nachmittag sollte das Begräbnis der Bedauernswerten sein. Etwa 20 Mann meiner Kompanie wurden zum Begräbnis kommandiert. Gruppweise, zu nur 3 Mann, gingen wir von der Schlucht über das freie Feld nach Projart. Am Tage vorher war nämlich Projart von der englischen Artillerie beschossen worden. Deshalb durften wir nur in kleinen Gruppen abmarschieren, um das Feuer der englischen Artillerie nicht auf uns zu lenken. Wir befanden uns auf dem Friedhof ehe die Wagen mit den Toten da waren. Das Massengrab war bereits gegraben. Viele Soldaten hatten hier fern von der Heimat, bereits ihre letzte Ruhe gefunden. Ich ging durch die Gräberreihen und las die auf den Kreuzen geschriebenen Namen. Auf einem stand: Reservist Karl Krafft, 5. Kompanie, Infanterieregiment 332. Diesen Krafft, der aus Berlin stammte und der dort Gastwirt war, kannte ich sehr gut, denn wir waren bei der 5. Kompanie in der gleichen Gruppe. Er war ein angenehmer Kamerad, nur zu überpatriotisch. Er hatte, wie er mir früher erzählte, eine Frau mit 4 kleinen Kindern zu Hause. Der arme Krafft sowie seine Familie dauerten mich sehr. Nun kamen in der Reihe, in der Krafft ruhte, mehrere Fliegergräber. Diese waren an den zerbrochenen Propellern erkenntlich, die bei den Kreuzen in die Erde gesteckt waren. Inzwischen waren die Wagen mit den Leichen angekommen. Sie wurden von den Wagen heruntergenommen und dreifach aufeinandergelegt. Vorher wurden ihnen Stiefel und Rösche ausgezogen, dann wurden sie mit dem sogenannten Leichenpapier, dünnes gerüscheltes Papier, zugedeckt. Dann betete der Feldgeistliche, der zugegen war, einige Begräbnisgebete. Ein Offizier hielt eine kurze Rede,

die nichts als patriotische Lügen enthielt. Dann wurde das Grab zugeschüttet. Diese armen Soldaten hatten wohl jetzt Ruhe. Aber ihr Eltern, Schwestern, Frauen und Kinder? Es war gut, daß man ihren Schmerz nicht sehen konnte. Wir gingen nun wieder zerstreut wie wir gekommen in die Schlucht zur Kompagnie zurück.

Am Abend mußte ich wieder in Stellung, die Besatzung des Unteroffiziers Peters abzulösen. Das Maschinengewehrnest befand sich nicht im vordersten Graben, sondern etwa 300 m rückwärts an einer vollständig zerschossenen Waldecke, die sich auf einem erhöhten Punkt befand, von dem man die deutsche sowie die englische Stellung gut übersehen konnte. Unteroffizier Peters sagte mir, daß dies nachts der gefährlichste Punkt weit und breit sei, denn jede Nacht prasseln mindestens 5 - 6 furchtbare Artilleriefeuerüberfälle hier hernieder. Peters verließ nun im Laufschrift den gefährlichen Platz. Zum Glück für uns war von Pionieren ein etwa 6 m tiefer Stollen in den Kreidefelsen gebaut worden, worin man ziemlich sicher war. Der Stollen ging zuerst grad in die Erde hinein, dann erst in einem Winkel in die Tiefe, um zu verhindern, daß Splitter in den Stollen hinunterfliegen. Wir stellten unser Maschinengewehr oben in den Stollen, während wir uns unten auf die Treppe setzten. Ich hatte mehrere Kerzen mitgenommen, damit wir doch nicht ständig im Finstern zu hocken brauchten. Einer der Soldaten mußte ^{sich} oben am Eingang gedeckt aufhalten, um besser hören zu können, wenn vorne etwas losgehen sollte. Bis jetzt war, obwohl immer mit der Artillerie beiderseits geschossen wurde, noch kein Geschos in unsere Nähe gekommen. Aber plötzlich mit einem Schlag ging es los. Unaufhörlich donnerte und krachte es über uns und um uns. Durch den Luftdruck der in nächster Nähe platzenden Granaten, wurde das vor dem Eingang hängende Zelt weggeweht, sodaß unsere Kerze mehrmals erlosch. War das ein Donnern und Dröhnen über uns, als ob der jüngste Tag angebrochen wäre! Wir hatten mehrere Pickel und Spaten bei uns im Stollen stehen, für den Fall, daß der Eingang eingeschlossen und wir verschüttet werden sollten, wir uns wieder ausgraben können. So plötzlich als sie gekommen war, hörte die Schießerei wieder auf. Obwohl wir nicht in direkter Gefahr waren, atmeten wir doch erleichtert auf. Noch 4 solcher Feuerüberfälle hatten wir in der ersten Nacht zu überstehen. Nun graute der Morgen. Alles wurde ruhig. Wir gingen aus dem Stollen, stellten uns in den Eingangsgraben und überschauten von diesem schönen Aussichtspunkt die Gegend. Rundum Ruinen und Verderben. Etwas rechts von uns das

vollständig zu Boden geschossene Dorf Hamel. Diesseits die deutschen, in und jenseits des Dorfes die englischen Stellungen. Von hier aus hätten wir mit unserem Maschinengewehr bei einem etwaigen englischen Angriff furchtbar unter ihnen aufräumen können. Aber in solchem Falle, wäre unsere Position wohl derart unter englischem Artilleriefeuer gelegen, daß keiner es gewagt hätte, den Stollen zu verlassen. Ohne nennenswerten Vorfall vergingen die nächsten 3 Tage. Wir konnten fast jeden Tag größere und kleinere Luftkämpfe beobachten, wobei fast immer einer oder mehrere Flieger abstürzten. Mehrmals sah ich wie englische Geschwader, die hinter der deutschen Front operiert hatten, auf ihrem Rückweg von kleinen deutschen Flugzeugen eingeholt, immer der letzte Flieger von seinem Geschwader abgetrennt und hinuntergeschossen wurde. Manchmal wurden bis 3 englische Flieger auf diese Art zum Absturz gebracht.

In der dritten Nacht wurden wir abgelöst und kehrten zu unserer Kompanie in die Schlucht zurück. Unterwegs mußten wir uns oft zu Boden werfen, da die Engländer die Verbindungswege oft beschossen. Als wir uns Morcourt näherten, hörten wir in geringer Höhe über uns einen englischen Flieger surren. Ruhig gingen wir unseren Weg weiter, denn der Flieger konnte uns nicht sehen. Auf einmal war unsere Umgebung hell erleuchtet. Der Flieger hatte eine an einem Fallschirm hängende Leucht- kugel abgeschossen und uns jedenfalls gesehen, denn mit seinem Maschi- nengewehr ratterte er los. Viele Kugeln prasselten in unserer Nähe her- nieder und einer der Schützen erhielt einen leichten Streifschuß am Arm. Wir sprangen in den Straßengraben, wo wir uns ruhig verhielten. Der Flieger flog nun weiter und wir erreichten endlich die Kompanie. Am folgenden Tage wurde unsere Schlucht mit Gasgranaten belegt. Da wir sofort unsere Masken aufsetzten, konnte uns das Gas wenig anhaben. Wei- ter oben in der Schlucht starben 19 Infantristen, die schliefen, durch eingeatmetes Gas.

Die spanische Grippe. Die Reise nach Metz. Anfang Juli 1918

Bereits seit einigen Tagen fühlten sich einige Soldaten unwohl, ohne daß man eigentlich wußte, was ihnen fehlte. Da lasen wir in den Zeitungen von einer neuartigen Krankheit, genannt die Spanische Grippe, weil sie in Spanien ihren Anfang genommen hat. Nun wußten wir Bescheid. Immer mehr Soldaten erkrankten und schlürften wie halb tot herum. Ob- wohl sie sich krank meldeten, kam kaum einer ins Lazarett, denn es hieß, es gäbe keine Leichtkranke und Leichtverwundete mehr, nur noch

Schwerverwundete und Tote. Da die unterernährten, von den Strapazen entkräfteten Körper der Krankheit keinen Widerstand entgegensetzen konnten, war in wenigen Tagen die Hälfte der Mannschaften erkrankt. Von einer Pflege war keine Rede. Sie mußten mit dem elenden Feldküchenfraß vorlieb nehmen. Ich selbst war bis jetzt von diesem Übel verschont geblieben.

Eines Tages ließ der Feldwebel sämtliche in der Schlucht weilenden Unteroffiziere der Kompagnie antreten. Er sagte: "Eben ist vom Bataillon ein Befehl gekommen, daß die Maschinengewehrkompanie einen Unteroffizier zu stellen hat, der in Begleitung eines Soldaten der 6. Kompagnie nach Metz fahren soll, um im dortigen Gefängnis einen Soldaten der 6. Kompagnie, der eigenmächtig die Front verlassen hat und in Metz erwischt wurde, zum Truppenteil zurückzubringen. Wen soll ich nun hinschicken, da ich weiß, daß jeder von euch gerne gehen würde!" Da trat ich vor und sagte: "Herr Feldwebel, da ich seit 4 Jahren nie mehr in meinem Heimatlande war, möchte ich bitten, fahren zu dürfen." "Ach so, aber natürlich, Richert. Sie sollen fahren. Es hat doch keiner was dagegen?" sagte er zu den anderen. Die waren natürlich alle einverstanden. Ich freute mich doch wieder einige Tage von der Front wegzukommen. Auch bot die Fahrt jedenfalls Abwechslung, da ich diese Strecke noch nie gefahren war. Am folgenden Morgen meldete sich der Infantrist, der mich begleiten sollte, bei der Kompagnie und wir beide walzten los. Wir marschierten nach Péronne. Vorher hatten wir vom Feldwebel die Fahrbescheinigung, sowie die Verpflegungsbescheinigung erhalten. In Perronne bestiegen wir den Zug. Der junge Soldat sagte immer "Herr Unteroffizier hier, Herr Unteroffizier dort.." Ich meinte, er solle doch das bleibenlassen, denn wir seien weiter nichts als Kameraden. Er erzählte mir nun, daß er aus Metz sei. "So", sagte ich, "da kannst du schön deine Eltern besuchen." "Ich habe keine Eltern mehr. Sie sind gestorben, nur noch meine verheiratete Schwester lebt in Metz, deren Mann sich in französischer Gefangenschaft befindet", antwortete er mir. "Was meinst du, ist er nicht besser dran als wir?" fragte ich. "O sicher", meinte der Junge, "dort wird er doch nicht totgeschossen, und hat jedenfalls besser zu essen als wir." Von Cambrai fuhren wir mit einem überfüllten Urlaubszug über Neuf-Cateau, Rethel, Sedan. Zwischen Rethel und Sedan fühlte ich die ersten Fieberwellen, bald glühend heiß, bald kalte Schauer. Die Grippe hatte mich nun ebenfalls erfaßt. Ich bekam großen Durst, und als der Zug im

Bahnhof Sedan hielt, stieg ich aus und trank am Bahnhofsbrunnen eine nicht geringe Menge kaltes Wasser. Nun ging die Fahrt weiter über Montmedi bei Fentsch, über die lothringische Grenze. Nun befanden wir uns mitten in der Eisen- und Stahlindustrie. Bergwerke, gewaltige Hochöfen, Arbeiterkolonien und Fabriken wechselten in bunter Reihenfolge ab. Welch unermeßlicher Reichtum hier, über und unter der Erde. Weiter ging es über den Hauptindustrieort Hayingen. Überall dasselbe Bild, Hochöfen, von einer Größe, wie ich sie noch nie gesehen habe. Nun erreichten wir Diedenhofen, wo wir 2 Stunden Aufenthalt hatten, ehe wir einen Zug nach Metz nehmen konnten. Wir beide gingen in die Stadt. Neben dem Bahnhof sah man in vielen Häusermauern die Spuren von den Sprengstücken der Fliegerbomben; Diedenhofen erhielt oft nachts den Besuch französischer Flieger, die Eier legten. Wir gingen in ein Restaurant, wo wir wieder mal einen vernünftigen Moselwein bekommen konnten. Mir war es jedoch nicht recht wohl, denn immer wieder bekam ich Fieberanfälle. Nun fing es bereits zu dunkeln an, als wir den nach Metz fahrenden Zug bestiegen. In Metz angekommen, gingen wir nach der sich am Bahnhof befindlichen Verpflegungsstation und erhielten nach Vorzeigen unseres Verpflegungsscheines jeder eine Portion Essen. Auf dem Schein wurde der Tag vermerkt, daß man nicht zweimal am Tage Essen holen konnte. Nach dem Essen gingen wir zu der Schwester des Soldaten. Die ganze Stadt war in Dunkel gehüllt, um den französischen Fliegern, die Lage der Stadt nicht zu verraten. Die Schwester des Soldaten war bereits zu Bett als wir klopfen und war nicht wenig erstaunt und erfreut als sie auf: "Wer ist draußen?", die Antwort erhielt: "Nur ich, dein Bruder, und ein Kamerad!" Sofort öffnete die Frau und die beiden lagen sich in den Armen. Die Frau kochte uns noch schwarzen Kaffee. Wir erzählten uns noch eine Weile, warum wir hier seien usw. Nachher gingen wir zu Bett. Gott, wieder einmal in einem Bett ausgezogen schlafen! Welch ein Genuß, denn es war nun wieder ein Dreivierteljahr her seit ich zum letzten Mal ausgezogen in einem richtigen Bett geschlafen hatte. Ich hatte vom Feldwebel 3 Tage zur Reise erhalten: 1 Tag hin, 1 Tag in Metz und 1 Tag zur Rückfahrt. Am ersten Tag in Metz mußte ich mit dem Soldaten dessen Verwandte besuchen gehen. Überall wurden wir freundlich aufgenommen und bekamen von dem Wenigen, das die Leute hatten, aufgetischt. Zu Mittag sollte ich bei der Schwester meines Kameraden essen. Da ich wußte, daß sie selbst nicht genug für sich hatte, ging ich nach der Verpflegungsstation am Bahnhof und erhielt nach dem

Vorzeigen des für 2 Mann ausgestellten Verpflegungszettels 2 Portionen. Man aß in Baracken. 2 gefangene Italiener mußten die Schüsseln wegtragen und die Tische abräumen. Sie sahen beide zum Erbarmen elend aus. Als der eine die Schüsseln hinaustrug, sah ich, daß er mit dem Finger die Schüsseln inwendig abstreifte und den Finger dann ableckte. "O je!" dachte ich, "Die armen Leute müssen hier auf der Verpflegungsstation halb verhungern." Ich winkte beide herbei und gab ihnen die eine Portion, die sie sofort aßen. Sie nickten mir mit dankbarem Blick zu. Am Nachmittag besichtigte ich die Stadt und ging abends in ein Kino auf der Esplanade. Dann trank ich einige Glas Bier und ging dann wieder zu meinem Kameraden, um dort die Nacht zu verbringen. Am folgenden Morgen ging ich in ein Schnellfotografieatelier. Das Bild fiel nicht gut aus, da ich durch die Grippe noch elender als sonst aussah. Endlich, am Nachmittag gingen wir beide auf das Gefängnisbureau, wo wir unsere Bescheinigung vorzeigten. Von dem sich dort befindlichen Feldwebel erhielten wir nun die Bescheinigung zum Abholen des Gefangenen. Ich ließ jedoch das Datum des nächsten Tages aufschreiben, denn ich wollte noch eine Nacht in einem Bett schlafen. Dann ging ich wieder nach der Verpflegungsstelle. Die beiden italienischen Gefangenen erkannten mich sofort wieder und nickten mir freundlich zu. Ich holte wieder 2 Portionen. Da ich infolge der Grippe jede Eblust verloren hatte, nahm ich nur ein Würstchen aus der einen Portion und gab alles andere den beiden Italienern, die das Essen bald verschlungen hatten. Ich ging nun ins Pissoir. Eben kam auch ein anderer italienischer Gefangene herein. Sofort bückte er sich. Ich sah hin und war nicht wenig erstaunt. Der Italiener nahm einige Zigarettenstummel, die in der Ablaufrinne in Urin lagen. Wahrscheinlich um sie zu trocknen und dann zu rauchen. Wie tief der Mensch doch sinken kann. Wahrscheinlich war er früher ein leidenschaftlicher Raucher, der nun in der Gefangenschaft nie was zum Rauchen erhielt. Da ich noch einige Zigaretten in der Tasche hatte, gab ich sie ihm. Wie mir dieser Mensch dankte, als hätte ich ihm das größte Geschenk gemacht. Am folgenden Morgen nahmen wir Abschied von unserer Quartiersfrau, gingen ins Gefängnis, wo wir den Gefangenen abholten. Er war erst 19 Jahre alt und ebenfalls aus Metz gebürtig. Ich fragte ihn, ob er nicht Abschied von seinen Angehörigen nehmen wollte. Er sagte: "Ich habe nur die Mutter hier und zu der geh' ich nicht, denn sie ist ein schlechtes Lumpenmensch." Also schöne Familienangelegenheiten! Wir gingen nun zum Bahnhof. Unterwegs sah ich Kirschen, schöne, große, schwarze Kirschen, in einem Geschäft zum Kaufen ausgestellt. Sofort ging ich hin und erstand gleich 6 Pfund, die wir

drei dann sofort im Zuge aßen. Wie diese gute, so lange entbehrte Frucht schmeckte! Es war gerade 4 Jahre her, daß ich das letzte Mal Kirschen gegessen hatte. Wir fuhren nun das schöne Moseltal abwärts, durch das wir auf der Herfahrt nachts gekommen waren, dann dieselbe Strecke nach Nordfrankreich zurück. Zu meinem nicht geringen Staunen hörte ich auf einer Station vor Cambrai rufen, alles was zu meiner Division gehöre, aussteigen. Wir stiegen aus. Ich fragte gleich, was los sei. Unsere Division sei an der Front abgelöst worden und befände sich in der Umgegend in Quartier. Ich ging nun nach dem Auskunftsbüro, wo mir auf meine Frage antwortet wurde, daß das 2. Bataillon, Infanterieregiment 332 in dem Dorf de Bervillers in Quartier liege. Wir hatten etwa 6 km zu gehen. Auf den Feldern sahen wir Scharen französischer Mädchen, die unter der Aufsicht von deutschen Soldaten zwangsweise arbeiten mußten. In Bervillers angekommen, gab ich den Gefangenen beim Bataillonsstab ab und begab mich zu meiner Kompagnie.

In Quartier in Bervillers

Mir wurde ein Quartier angewiesen, in dem schon 3 Unteroffiziere waren. Hier kam ich das 1. Mal mit französischen Zivilisten in Berührung, denn die Dörfer an der Front, waren alle von den Einwohnern verlassen. Die Familie, bei der ich nun in Quartier lag, war sehr freundlich, nette Leute. Vater, Mutter und deren 19-jährige Tochter Lidga, ein hübsches Mädchen, das schon gut deutsch gelernt hatte. Ich meldete mich sofort krank, da die Grippe nun stärker auftrat und ich ganz heiser wurde. Vor dem Hause, in dem der Arzt die Untersuchung vornahm, standen so gegen 100 Mann, die sich fast alle wegen Grippe krank gemeldet hatten. Wir Unteroffiziere wurden zuerst untersucht. Eine Untersuchung war es eigentlich nicht. Man wurde gefragt, wo es fehlte. Als ich geantwortet hatte mußte mir der Sanitätsunteroffizier eine etwa pfenniggroße Pfefferminztablette geben, wobei der Arzt sagte: "Kochen Sie sich Tee!" Der Nächste!" Also konnte ich gehen. Kochen Sie sich Tee! Das ist ungefähr dasselbe wie, stirb oder verreck! Ich wurde innerlich wütend, daß ich mir fast nicht zu helfen wußte. Kochen Sie sich Tee! Ich hatte ja nicht einmal ein Stückchen Zucker, gar nichts! Ich ging in mein Quartier und erzählte dem Mädchen das Ergebnis der Untersuchung, worauf sich das Mädchen mit seiner Mutter auf französisch unterhielt. Obwohl ich nichts verstehen konnte, sah ich doch, daß sie von mir sprachen. Dann kam das Mädchen, führte mich hinauf in ein Zimmer und sagte, daß ich mich zu Bett legen solle. Dann ging sie hinunter, die Mutter kam und bereitete über mich noch lächelnd ein Federbett; dabei deutete sie freundlich:

schwitzen! Nach einer Weile kam sie mit gut gezuckertem, heißem Tee hinauf, den ich trinken mußte. Gleich darauf mußte ich noch eine Tasse trinken. Nun kam der Schweiß. So groß ich war, rollten die Schweißtropfen den Körper hinab. Unteroffizier Peters kam nachschauen, was ich mache. Da sagte ich, er solle mir das andere Hemd aus dem Tornister bringen. Peters tat es, und als ich genug geschwitzt hatte, zog ich das frische Hemd an und stand auf. Da kam eben die Frau herauf, schnell wechselte sie die Bettwäsche und nötigte mich, nochmals zu Bett zu gehen. Wie war ich diesen guten Menschen dankbar, wie wohl das tat, daß es wieder jemand so gut mit mir meinte. Nach einer Weile brachte mir die Frau ein Stückchen gebratenes Fleisch mit Sauce und ein Stückchen gutes Weißbrot dazu. Nachher noch eine Tasse Kakao. Dann litt es mich nicht mehr länger im Bett. Ich stand auf und ging hinunter. Abends lud die Familie uns alle zu einer Tasse Kakao ein. Die Einwohner des von den Deutschen besetzten Teils Frankreichs und Belgiens bekamen aus Amerika Lebensmittel zugeschickt, um sie vor dem Verhungern zu schützen. Die Deutschen mußten sich verpflichten, die Lebensmittel zu verteilen und nichts davon wegzunehmen. Daher waren diese Leute im Besitz von Zucker, Kakao, Fleisch, Weißbrot, kurz allem, was zu einem einigermaßen anständigen Leben erforderlich ist. Wenn wir hier nur längere Zeit bleiben könnten, das war mein sehnlichster Wunsch. Aber schon kam der Befehl: "Morgen geht es zur Bahn, wo wir verladen werden, wohin unbekannt." Also mußten wir am folgenden Morgen Abschied nehmen. Ich wollte der guten Frau für ihre Bemühungen 10 Mark geben. Aber sie wies das Geld entschieden zurück. [Nochmals meinen Dank aussprechend verabschiedete ich mich, nachdem ich vorher mit der Tochter Lidga die Adressen gewechselt hatte, um uns später gegenseitig mitteilen zu können, wie es uns noch ergangen ist.]

Da ich mich schwach und elend fühlte, setzte ich mich auf einen Maschinengewehrwagen bis zur Bahn. Wir fuhren dieselbe Linie, die ich zwei Tage vorher gefahren war. Ich hatte schon Hoffnung, vielleicht ins Elsaß und dort an die Front zu kommen, denn dort ging es ruhiger her, als im Norden. Und zu gerne hätte ich mein Heimatland wiedergesehen. Doch ich hatte mich getäuscht. Der Zug hielt in Conflans, unweit der lothringischen Grenze. Wir verließen den Zug und marschierten nach Süden, der Front zu. In Mars la Tour blieb ich zurück, denn mein Zustand hatte sich während der Bahnfahrt verschlimmert. Ich ging in das dortige Revier und meldete mich krank. Nach der Untersuchung meinte der Arzt; "Die Grippe hat sie feste gepackt." "Das fühle ich wohl", antwortete ich.